

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Bjørnstad, Ketil
Der Tanz des Lebens

Roman
Aus dem Norwegischen von Lothar Schneider

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 3564
978-3-518-45564-7

suhrkamp taschenbuch 3564

Am Weihnachtsabend 1998 nimmt die Katastrophe in Ludvig Hassels Leben ihren Anfang. Denn Hassel ist fasziniert von der Freundin seines Sohnes, der jungen Skifliegerin Anja, und glaubt, mit ihr ein neues Leben beginnen zu können. Dabei hat er, vor einigen Jahren geschieden, bereits eine Geliebte, die ihn besser kennt als jeder andere, die von dem Gefühl der Ohnmacht weiß, das diesen selbstgerechten Mann bestimmt, von seiner Furcht vor dem Altwerden und davor, in der Nationalgalerie, wo er als Kustos tätig ist, nur mehr ein »lebendes Gespenst« zu sein. Hassel versucht sich Anja zu nähern, doch er erkennt die Situation völlig: Was an einem Weihnachtsabend als Familientreffen begann, endet mit einem Mord.

»Meisterlich und kompromißlos«, urteilte der *Standard*, »eine furiose Parabel der Selbstentfremdung«, schrieb der *Kultur-Spiegel* über diesen bis zur letzten Seite spannenden Generationen- und Kriminalroman.

Ketil Bjørnstad, geboren 1952, lebt als Schriftsteller, Pianist und Komponist in Oslo. Er studierte in Oslo, London und Paris klassisches Klavier. Zuletzt erschien auf deutsch sein Memoir *Mein Weg zu Mozart* (Insel Verlag 2016) sowie die Romane *Oda* (st 4077), *Vindings Spiel* (st 3891) und *Villa Europa* (st 3730).

Ketil Bjørnstad
Der Tanz des Lebens

Roman

Aus dem Norwegischen von
Lothar Schneider

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe:
Ludvig Hassels tusenårsskifte
Copyright 1999 H. Aschehoug & Co (W Nygaard), Oslo
Published by agreement with
Leonhardt & Høier Literary Agency, Copenhagen

3. Auflage 2016

Erste Auflage 2004
suhrkamp taschenbuch 3 564
© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2002
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Printed in Germany
Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg
ISBN 978-3-518-45564-7

Der Tanz des Lebens

Eine schlafende Welt, auf die ich schau,
 es schweigt so gut in meinen Ohren nun.
Die steinerne Stadt ist groß und grau
 und dort wollen all die andern hin genau,
und Liebchen, was soll ich tun?

Eiapopeia – ? Läuten die Glocken vom Berg?

Knut Hamsun, *Dann kehre ich um*

Prolog

Eines Tages, am frühen Vormittag des letzten siebenten Juli im zweiten Jahrtausend nach Jesu Christi Geburt, geschah in der Stadt Oslo, der Hauptstadt Norwegens, ein Mord.

Ein Mord, den aufzuklären sich als äußerst schwierig, vielleicht sogar als unmöglich herausstellen sollte, da man die Leiche des Opfers bis heute nicht gefunden hat. Die Kriminalpolizei war schnell eingeschaltet worden. Aus verschiedenen Gründen zweifelte man daran, daß ein Selbstmord die Ursache des plötzlichen Verschwindens sei. Und obwohl die Stimmung unter den Ermittlungsbeamten anfangs optimistisch gewesen war, zeigte sich schon bald, daß, entweder weil der Mord äußerst professionell ausgeführt worden war oder aber weil die Spuren zu undeutlich waren, die Kripo Oslo, wie sie schließlich einsehen mußte, gegen eine Wand lief.

Es hob die Stimmung nicht, daß zur gleichen Zeit eine Woge von Gewalt über die Stadt hinwegspülte. Taxifahrer wurden mit Mord bedroht und in zwei Fällen regelrecht liquidiert; ein Wachtmeister wurde am helllichten Tag erstochen, ältere Ehepaare, Alleinlebende und Behinderte wurden in ihren Häusern und Wohnungen verletzt und mißhandelt aufgefunden. Zu Pfingsten dieses Jahres wurden eine Frau und ihre Eltern in einem Ausgedingehäuschen an der Grenze nach Schweden mit zwanzig Pistolenschüssen getötet. Außerdem füllten sich die Frauenhäuser bis zum Bersten mit Menschen, die von ihren nächsten Angehörigen angegriffen worden waren.

Einige Bürger der Stadt glaubten, Ursache all dieser Bösartigkeit unter den Menschen in der letzten Zeit sei das sogenannte »Millennium«, der Jahrtausendwechsel. Aber selbst wenn der eingangs erwähnte Mord von den öffentlich angestellten Beamten höchstwahrscheinlich nie aufgeklärt werden wird, so gibt es dennoch jemanden, der von ihm weiß, und vielleicht ist es richtig, außer Hörweite der Polizeireviere höchst vertrauliche Erkenntnisse und Gedanken bekanntzumachen, die ihrerseits hoffentlich erklären können, welche Umstände es waren, die die Tragödie auslösten.

Es mag sein, daß dies etwas überheblich wirkt, möglicherweise geht diese Interpretation auch viel zu weit. Deshalb ist es angebracht, schon vorab all jene um Entschuldigung zu bitten, deren Beruf das Schreiben von Kriminalromanen ist. Da deren Bücher aber zumeist mehr von den Ermittelnden handeln als von dem, der den Mord begeht, und da sich immer jemand entweder mehr zu dem Ermordeten oder zu dem Mörder hingezogen fühlt, weshalb ihm die vagen und oft falschen Überlegungen des Fahnders während der Ermittlung gleichgültig sind, mag es erlaubt sein, diese Geschichte, wenn auch mit einer gewissen Abneigung, zu erzählen, die natürlich aus Mangel an konkreten Beweisen und mit Rücksicht auf das Wohl und Wehe noch lebender Personen an bestimmten Punkten in beträchtlichem Maße umgeschrieben wurde. Doch beginnt die Handlung trotzdem so nahe am tatsächlichen Leben und Wirken des Akteurs wie überhaupt möglich. Obwohl, wann beginnt eine Geschichte? Darüber kann man immer diskutieren.

Diese Geschichte beginnt jedenfalls an einem Dezemberabend in einer geräumigen und standesgemäßen

Junggesellenwohnung in unseren Breitengraden und in guter Wohnlage vor nicht allzu langer Zeit, genauer, gegen Ende des vorigen Jahrtausends.

Erster Teil

An jenem Abend, einem dunklen Dezemberabend 1998, hatte sich Hauptkustos Ludvig Hassel, noch immer angestellt an der Nationalgalerie in Oslo, der Hauptstadt Norwegens, eigentlich vorgenommen, seiner geschiedenen Frau, Hauptkustodin Dagny Smith-Torgersen am Astrup Fearnley Museum für Moderne Kunst, einen Brief zu schreiben, »der alten Kuh«, wie er sie in seinen mutigsten Momenten zu nennen wagte (auch wenn er das bisher nur leise vor sich hin gemurmelt hatte). Auf jeden Fall einer Frau, die es schaffte, ihn bis auf den letzten Tropfen mit dem giftigen Racheelixier zu peinigen, einer Frau, die mehr über sein Schuldgefühl wußte als er selbst und die deshalb wieder einmal mit der für ihn völlig absurden Forderung nach Geld, einem »rechtmäßigen Beitrag«, wie sie es nannte, gekommen war, weil sie meinte, daß Ludvig Hassel fünf Jahre nach dem entsetzlichen Ehebruch und vier Jahre nach der Scheidung noch immer eine besondere Verantwortung für ihr Leben, ihre materielle Situation, kurz ihr Wohl und Wehe, trage. Er vermutete stark, daß sie jetzt einen neuen Mann hatte, doch wurde er nicht recht schlau daraus, und niemand, weder die Kinder noch Kollegen oder Bekannte, wollte ausplaudern, was Dagny Smith-Torgersen eigentlich nächtens trieb. Sie behauptete, finanziell in eine schwierige Lage geraten zu sein, da, wie sie sagte, »der minimale Verbrauch, den ich mir selbst gestatte, leider noch nicht im Verhältnis zu meinem bescheidenen Gehalt als Mutter von zwei Kindern steht«. Sie war sich nicht zu schade, erneut zu schreiben, daß

ihre Welt, nachdem sie vom Ehebruch ihres Mannes erfahren hatte, völlig »zusammengebrochen« sei. Aber Ludvig wußte das besser. Dagny, seine einst so geliebte Dagny Smith-Torgersen, hatte über Jahre einem Lebensstil gefrönt, bei dem selbst die qualitätsbewußte Königin des Landes – zieht man die Verhältnisse in Betracht – ins Staunen geraten wäre. Sie hatte zwar, wie seinerzeit Simone Signoret, als ihr geliebter Yves Montand mit dem allseits bekannten Sexsymbol Marilyn Monroe zu flirten begann, auf eine peinliche und fast *bewußte* Weise ihren Körper vernachlässigt, kompensierte diesen Verfall aber gleichzeitig mit einem Hang zur Äußerlichkeit, wie ihn Ludvig Hassel noch nicht erlebt hatte. Das reiche Westend Oslos hatte zudem in dieser Zeit einen immer massiveren Einzug von sogenannten ›Studios‹ für Damenbekleidung zu verzeichnen. Namen wie Max Mara und Joseph und Kenzo mischten sich mit den prominentesten Namen von Inneneinrichtungsboutiquen, und Ludvig Hassel wußte, daß Dagny Smith-Torgersen sie alle kannte. Sie war sich seit frühester Jugend ihrer Herkunft aus der Oberschicht bewußt, und damit verbunden waren *Ansprüche* an einen Lebensstandard, von dem die wenigsten Menschen zu träumen wagen würden, es sei denn, sie wären in der Lage, ihre Schulden durch eigene Einkünfte zu begleichen. Dagny, dachte Ludvig Hassel, hatte ihre Schulden nur selten begleichen können, da ihr Verbrauch seit je über dem lag, was sie *selbst* geerbt oder verdient hatte. Ludvig hatte ihr, obwohl er aus der unteren Mittelschicht kam, schon in den Anfängen ihrer Beziehung mit Geld weiterhelfen müssen, bei der Ausbildung zur Kunsthistorikerin ebenso wie bei der Finanzierung ihres Weinverbrauchs, der schon bald rapide zuzunehmen begann. Ludvig Hassels

Fremdgehen und die daraus folgende, entsetzliche, Scheidung waren Ereignisse, an denen sich Dagny Smith-Torgersen auf erstaunlich effektive Weise materiell bereichert hatte, als sei jede einzelne Träne, die sie vergossen hatte, ihren exakten Preis wert, den entweder Hassel oder die sozialen Einrichtungen zu bezahlen hätten. Ja, dachte er, Dagny sicherte sich bereits in dem Jahr, in dem sie geschieden wurden, fünfzig Prozent Invalidenrente. Zum Arzt hatte sie gesagt, »da ist etwas, hier drin im Kopf«, und als sei das nicht genug, hatte sie sich auf die Brust geklopft und gesagt: »Und hier drinnen, im Herz, wohnt eine große Trauer.« Der Arzt, der sympathische, aber nach Hassels Auffassung ziemlich doppelzüngige Hausarzt Magnus Skårdal, hatte ihr geglaubt. Es *war* tatsächlich etwas im Kopf von Dagny Smith-Torgersen. Mit der Trauer in ihrem Herzen hatte er nichts anfangen können, aber für dieses *Etwas*, da oben in ihrem Kopf, sollte sie tatsächlich Invalidenrente bekommen. Gleichzeitig gelang es Dagny, auch wenn sie seit Jahren keinerlei Engagement gezeigt hatte, auf wundersame Weise, ihre Stelle als Hauptkustodin zu halten, aber so ist das eben in diesen Kreisen, dachte Ludvig Hassel. Es gelang ihr, das Gehalt des Astrup Fearnley Museums weiterzubeziehen, selbst wenn das jetzt, logischerweise, gleichfalls nur fünfzig Prozent ausmachen sollte. Für sie eine perfekte Rechnung, dachte Ludvig empört. Fünfzig Prozent Gehalt. Fünfzig Prozent Rente, dafür, daß Dagny etwas da drinnen im Kopf hatte, das nicht einmal eine Migräne war, aber sicher etwas viel Schlimmeres, das sich von dem Moment an, als Ludvig auf frischer Tat ertappt worden war, bis zu dem Tag, als die Scheidung vollzogen war, sehr verstärkt hatte. Etwas, das wuchs und ihr den letzten Rest an Vernunft

auspreßte. In dieser Zeit rief sie ihn regelmäßig mitten in der Nacht an und beschimpfte ihn nach Strich und Faden. Mit der Zeit beruhigte sie sich allmählich und wurde zu einem Teil des Systems der Lohn- und Invalidenrentenempfänger. Also zusammen hundert Prozent. Dennoch war das nicht genug.

Ludvig Hassel saß da mit seiner unbeholfenen Handschrift und merkte, daß er sich gefühlsmäßig nicht völlig unter Kontrolle hatte, daß er sein Gleichgewicht nicht fand. Auf der einen Seite wurde es ihm einfach zuviel, sich vorzustellen, wie Dagny jetzt mit ihren »hundert Prozent« lebte und dabei unzufrieden war. Auf der anderen Seite würde er für den Rest seines Lebens ein schlechtes Gewissen haben. Er hatte etwas Nicht-Wiedergutzumachendes getan, und, ganz abgesehen davon, wie geschieden sie waren, keiner von ihnen würde mit der Vergangenheit je fertig werden. Sie hatten einander einmal geliebt. Sie hatten einmal geglaubt, einen Himmel über ihrem Leben ausbreiten zu können. Etwas in dieser Richtung wollte er in dem Brief formulieren. Er wollte, vielleicht zum zwanzigsten Mal, um Entschuldigung für all die Unannehmlichkeiten bitten, die er ihr bereitet hatte, und gleichzeitig wollte er Grenzen setzen, wollte sie darauf hinweisen, daß sie trotz alledem seit jeher einen ebenso ausgeprägten Geschäftssinn wie einen etwas zu hohen Verbrauch gehabt habe. Er sei kein Geldautomat, wollte er betonen, sei das nie gewesen, und er sei bis über die Ohren verschuldet aus Gründen, die sie nur noch wütender machen würden, weil eine andere Frau im Spiel war. Ludvig Hassel saß und schrieb und sah, wie klein und verknotet die Buchstaben und die Argumente wurden. Hätte er diesen Brief doch auf dem PC schreiben können, mit der üblichen Rhetorik, die er

benutzte, wenn er über Gemälde schreiben mußte. Aber Dagny Smith-Torgersen war kein Gemälde. Sie war dazu eine Frau, die schon früh, vom ersten Moment an, gewagt hatte, über seine Handschrift zu *lachen*. Die *war* freilich auch schockierend hilflos. Es war Dagny gewesen, die damals, als sie einen Liebesbrief von ihm bekam, den er in São Paulo während der Biennale geschrieben hatte, ausrief: »Was für eine unbeholfene Handschrift du doch hast, Ludvig. So richtig kindlich.« Sie hatte es ihm am Telefon gesagt. Die Worte waren schonungslos hinaufgeflogen zu einem Satelliten und auf der anderen Seite des Atlantischen Ozeans wieder hinunter. Er hatte dieser vertrauten Stimme zugehört und sich vernichtet gefühlt, weil sie mit keinem Wort etwas zum Inhalt des Briefes gesagt hatte, während er glaubte, sich völlig offenbart zu haben, wie es ein Mann, der noch verliebt in seine Frau ist, gern tut, wenn er auf seiner ersten Reise allein in einem anderen Kontinent ist und die Frau, die er immer noch liebt, zu Hause sitzt. Er hatte, gewiß etwas naiv, alle Eindrücke mit ihr *teilen* wollen; Rio, die Straßenkinder, die erschütternden Favelas, danach São Paulo, das auch eine brutale Stadt war. Er hatte sie im Bett vermißt, als Gesprächspartnerin bei der Ausstellung, beim Frühstückskaffee, kurz gesagt, als seine Frau. Er hatte ihren Enthusiasmus vermißt, ihr kunsthistorisches und menschliches Wissen, ihre Fähigkeit, zu *sehen*, lange bevor er selbst begriff und sah. Zu dieser Zeit war er noch in keinerlei Hinsicht eine Beute für junge Kunststudentinnen, alternde Galeristenwitwen oder Edelprostituierte. Nein, er hatte sie vermißt, weil sie die Frau war, die er liebte, und er schickte den Brief per Express nach Norwegen. Aber das einzige, was sie gesagt hatte, als er anrief (sie rief damals nie an), war, daß er eine

kindliche und unreife Handschrift habe. Nun, dachte Ludvig Hassel, viele Jahre später, es *ist* wirklich eine kindliche und unreife Handschrift, geeignet, einen schwachen Charakter zu zeigen, einen Mann zu entlarven, der keinen wirklichen Kern besitzt, der aber die Hoffnung noch nicht aufgegeben hat, einen zu erhalten. Und vielleicht hatte damals seine Liebe zu ihr einen Knacks bekommen. Vielleicht hatte er bei diesem Telefongespräch zum ersten Mal gemerkt, daß eine Wut in ihm saß, eine Wut auf Dagny Smith-Torgersen, die er bis zu diesem Moment in jeder Hinsicht verehrt hatte, vom ersten Augenblick an überzeugt, daß sie ein Genie war, ein höheres, fast göttliches Wesen. Vielleicht sah er sie da in Gedanken zum ersten Mal als eine langweilige, verwöhnte Person, einen Menschen, der in seinem Leben eigentlich ziemlich wenig erlebt hatte, der zu einem gewissen Zeitpunkt, dank des Vaters, eines Reeders in Farsund, eine *Menge* Geld gehabt hatte. Sie war ein Mensch, der noch nicht bereit war, den Straßenkindern in Rio zu begeben. Zwar hatte sie aus verschiedenen Gründen die Reise nach Brasilien mitmachen wollen, aber sie hatte im Stadtmuseum Oslo, wo sie damals arbeitete, nicht freibekommen. Und dort, in São Paulo, dachte Ludvig, daß er sie auf seiner Reise bisher vermißt habe, doch hatte er sie nur so lange vermißt, bis sie sagte, er habe eine kindliche und unreife Handschrift. Noch am gleichen Abend war er denn auch an einer jungen Kunststudentin aus Florida hängengeblieben, und zwischen all ihren hysterischen und ziemlich amerikanischen Betrachtungen über den deutsch-französischen Bildhauer Hans Arp und dessen nonfigurative Skulpturen mit ihren Rundungen hatte er sie halbherzig und schuldbewußt verführt.

Er hatte es danach erstaunlich wenig bereut, jedenfalls nicht, bis er wieder nach Norwegen zurückkam. Und die Episode, überlegte er jetzt, sagte vielleicht mehr über Dagny Smith-Torgersens Verhältnis zu Ludvig Hassel aus als umgekehrt.

Aber gleich, als er wieder auf seine Handschrift sah, merkte er, daß sein Selbstvertrauen schwand. Er hatte gedacht, er würde langsam zu der zynischen Ausdrucksweise finden, die er so souverän beherrschte, wenn er sich in kunsthistorischen Zusammenhängen äußerte. Er war in Fachkreisen schließlich berühmt für seine Arroganz. Aber Dagny kannte ihn besser, und mit einer solchen Handschrift würde es ihm nie gelingen, arrogant zu wirken. Es war schlicht und einfach eine unbeholfene, unreife und kindliche Handschrift, und Dagny hatte es gewagt, darauf hinzuweisen, nachdem er sich in einem Liebesbrief offenbart hatte. Was würde sie *jetzt* erst sagen, wenn er sie zu einem vernünftigen Umgang mit ihren Finanzen ermahnte? Natürlich hätte er einen solchen Brief auf dem PC schreiben können, aber Dagny Smith-Torgersen würde das nie tolerieren. Eine Reeders-tochter aus Farsund würde es nie akzeptieren, daß sich ihr geschiedener Ehemann mit Hilfe einer Maschine in einem privaten Brief an sie wandte. Sie hatte das im Laufe der Jahre wiederholt gesagt, und Ludvig *wußte*, daß er bei seiner schriftlichen Kommunikation mit ihr seine linke Hand benutzen mußte, ja, seine *linke Hand!* – denn er war Linkshänder, eine Person, der man daheim in Arendal wegen dieses Gebrechens mit den schlimmsten Strafen gedroht hatte und der es trotzdem nie gelungen war, die rechte Hand zu benutzen. Deshalb saß er jetzt in seiner standesgemäßen, aber inzwischen auch etwas schäbigen Junggesellenwohnung in der Odins-

straße und bemühte sich, so viel Selbstvertrauen aufzubauen, daß er »du alte Kuh« aufs Papier schreiben konnte. Er wußte, daß es eine enorme Erleichterung für ihn bedeuten würde, all die Aggressionen, die sich trotz allem im Laufe der Jahre aufgestaut hatten, loszuwerden. Er wußte, es würde eine Befreiung sein, sie als »Hure« und »Edelnutte« bezeichnen zu können. Aber mit einer so unbeholfenen Handschrift würde das nur infantil wirken.

Ludvig Hassel saß da und schlug sich mit der Wahl der Formulierung wie mit der Handschrift herum. Er hatte bereits mehrere Entwürfe gemacht, einige davon fast in Schönschrift, was aber total lächerlich aussah. Er sehnte sich danach, endlich zu der zynischen Ausdrucksweise zu finden, die er gewöhnlich bei anderen Menschen anwandte, aber im Falle Dagny Smith-Torgersen *ging* das einfach nicht, egal wie absurd er ihr Verhalten empfand, jetzt, nach fünf Jahren geschiedenen »Leidens«. Er saß da und hätte sie gern an den Brief aus São Paulo erinnert, an ihre Gefühllosigkeit von damals. Er wollte ihr, trotz allem, ein *bißchen* Schuld daran geben, daß sie mit ihrem Zusammenleben so gründlich Schiffbruch erlitten hatten. Aber die Wörter verknoteten sich auf dem Papier, er kleckste sogar mit dem edlen Montblanc-Füllfederhalter, den seine Kollegen ihm zum fünfzigsten Geburtstag geschenkt hatten. Er war Hauptkustos an der Nationalgalerie und nicht einmal fähig, einen Brief mit der Hand zu schreiben, dachte er entsetzt. Er versuchte es mit Formulierungen wie: »Denk einmal etwas an *meine* Situation, Dagny«, oder: »*Mußt* Du wirklich soviel Geld ausgeben, wenn die Situation so ist, wie sie ist«. Doch das klang hohl in seinem Kopf, und es sah fürchterlich aus auf dem Papier, mit diesen knotigen, hilflosen Buch-